

### III

## REDE VON DER UNMÖGLICHKEIT, VON LIEBE ZU REDEN

«ICH WILL ALSO ZUERST SAGEN, wie ich zu reden gedenke, und dann reden.»

Diesen Satz Platons ziehe ich heran, weil ich schon mit der bloßen Anrede Schwierigkeiten habe. Ich möchte gern sagen, was bei solchen Anlässen zu sagen höflicher Brauch ist, hege aber starke Zweifel, daß man so einfach sagen kann: *Sehr verehrte Damen und Herren* . Spreche ich es, wenn auch zögernd, dennoch aus, dann sind wir wahrlich mittendrin in unserem Thema, und auch die Gründe meines Zögerns sind nicht zu verschweigen. Diese Anrede ist, auch wenn wir nach den Regeln der Rechtschreibung ein Ausrufezeichen ans Ende zu setzen pflegen, kein Ausruf, ja, sie ist nicht einmal eine Aufforderung zu irgend etwas, sondern nur die trockene Feststellung der Tatsache, daß die Angesprochenen Frauen und Männer sind. Was auch sollten sie sonst sein? Wenn sie aber nichts anderes sein können, muß ich mich fragen, kann ich Frauen, höflicher: Damen, dafür, daß sie Frauen sind, verehren? Und Männer, höflicher: Herren, dafür, daß sie Männer sind? Natürlich muß ich die rhetorische Frage mit Nein beantworten, denn aus diesem Grund gebührt gewiß niemandem Ehrerbietung, gibt es doch keine Frau und keinen Mann, die oder der das eigene Geschlecht persönlicher Vortrefflichkeit zu verdanken hätte.

Ehrerbietung aus solcherlei Grund wäre nur angebracht, wenn es nicht nur im Vermögen eines Menschen stünde, etwas anderes zu sein und Besseres zu sein als dasjenige, was er ist, sondern wenn es zudem in irgendeiner Weise für ihn notwendig wäre, anders und besser zu sein. Bestünde eine solche Notwendigkeit, so müßte ich letztlich die Frau verehren, die im Streben nach Vortrefflichkeit Mann, und den Mann, der in dem gleichen Streben Frau geworden ist. Weniger ambitioniert gesagt: die Frau verehren, die mehr Frau als andere Frauen, und den Mann, der mehr Mann als andere Männer ist. So wie ich ja auch Tischler nicht im allgemeinen und nicht insgesamt verehere, sondern ausschließlich diejenigen, die bessere Tische als die anderen machen. Doch wenn es wirklich so wäre und es Menschen gibt, die nicht Frau genug, während andere mehr Mann sind als die übrigen Männer, ist es dann nicht ein Beweis größter Unehreerbietigkeit gegenüber den Vortrefflichen, wenn ich unabhängig von Maß und Grad der Vortrefflichkeit mit meiner Anrede jeden gleichermaßen verehere? Wenn es aber nicht so ist, weil es wirklich keine Frau und keinen Mann gibt, die oder der das eigene Geschlecht persönlicher Vortrefflichkeit verdankte, was soll ich dann mit einer derart allgemeinen und jedem zustehenden Ehrerbietung anfangen?

Bevor wir uns in diesen Fragen noch heillos verheddern, schauen wir uns die Sache von einer anderen Seite etwas näher an.

Die Erfahrung sagt mir, daß niemand, sei er noch so klug, klüger als die Sprache sein kann. Auch der Kluge kann sich irren, er wird allenfalls ein bißchen klüger, wenn er seinen

Irrtum einsieht; die Sprache aber irrt nicht. Sicherlich meint sie es auch dann gut, wenn sie mir trotz meines Zögerns eine so allgemein gebräuchliche, wenngleich nicht eben logische Form der Anrede abringt. Allenfalls verstehe ich nicht, was sie von mir will. Ich nenne ein anderes Beispiel. Wenn sich jemand schon einmal in einer heiklen Situation im Leben befunden hat, so weiß er, daß ihm da wirklich «die Haare zu Berge standen», was ihn einem Gefahr witternden Hund überaus ähnlich macht, dem sich «das Fell sträubt». Auf dieser Ebene der Sinneswahrnehmung bin ich mit den Tieren eins, und wenn ich solche Redensarten in den Mund nehme, so spricht aus meiner Sprache diese Erfahrung. Bei unserer Anredeform läßt uns die Sprache die entgegengesetzte Operation vollführen, die, Unterschiede zu setzen. Sie läßt uns weder auf ungarisch noch auf deutsch, noch auf französisch oder englisch sagen: *Verehrte Frauen und Männer*, sondern etwas mehr als das oder zumindest etwas weniger Konkretes.

So als gelte die einander vorab eingeräumte Ehrerbietung der Annahme, wir würden, wenn auch nicht über anderes, so doch über die Möglichkeit einer feinfühligere Rede über unser Geschlecht verfügen. In dieser Anredeform sind wir nicht länger Weibchen und Männchen aus der Klasse der höheren Säugetiere, auch wenn es durchaus gewisse Situationen der Rede gibt, in denen wir uns gerade mit den entsprechenden Ausdrücken bedenken und an moralisch nicht zu billigende tierische Verhaltensweisen erinnern, sondern wir machen sogar die für die Geschlechtsspezifik unserer Zugehörigkeit zur Gattung Mensch stehenden Begriffe Frau und Mann vergessen, um uns an die moralischen, sozialen und historischen Bezugssysteme zu erinnern, durch die wir uns wirklich oder vermeintlich von allen anderen Lebewesen unterscheiden, und in diesem Sinn sondern wir uns in der

Tat von den anderen, ihr organisches Dasein lebenden Wesen ab.

Es gibt sicher Frauen, die sich wie Weibchen, und Männer, die sich wie Männchen verhalten. Doch wenn ebendiese Frauen und Männer möglicherweise gleichzeitig den moralischen und sozialen Anforderungen entsprechen, die die Vortrefflichkeit der Gattung Mensch garantieren, so gelten sie als Damen und Herren. Sie sind es nicht unbedingt, sondern nur der Möglichkeit nach. Und wir können uns über diese von unseren Alvordern auf uns gekommene Sprachhierarchie nicht nach Gutdünken hinwegsetzen; allenfalls verstehen wir sie oder verstehen sie nicht.

Doch in jedem Fall gebrauchen wir bei dieser feinen Unterscheidung ein Bezugssystem, dessen Elemente zum einen auf die Vorgeschichte, das Dunkel, das Bewußtsein vom Einssein mit den übrigen Lebewesen verweisen, und *das ist der Schimpf*, zum anderen Teil aber auf die folgende Geschichte, die Möglichkeit, das Bewußtsein des Unterscheidenseins von den übrigen Lebewesen, und *das ist das Lob*.

Ich zolle dem Menschen Lob im Hinblick auf seine Möglichkeiten; und ich schimpfe ihn, so er nicht die Absicht verfolgt, seine Möglichkeit einzulösen.

Die in Rede stehende Form der Anrede steht nicht schon von jeher jedem in gleicher Weise zu, sondern erst seitdem wir bezüglich der moralischen, sozialen und historischen Daseinsbedingungen der Gattung Mensch über Selbstreflexion in Form von Rechtsinstitutionen verfügen. Alles in allem seit zweihundert Jahren. Vom Gesichtspunkt dieses relativ neuen Bezugssystems sind alle menschlichen Wesen von

Geburt an gleich, weil von allen anderen Lebewesen, die von Geburt an nicht über die Möglichkeit der Selbstreflexion auf die eigene Gattung verfügen, durch ebendiese unterschieden.

Unsere Anredeform kündigt bei jeder Gelegenheit feierlich von diesem Bezugssystem, doch das ist sicher nur die eine Seite der Sache. Denn zugleich wahrt diese Form der Anrede in sich das entgegengesetzte Bezugsprinzip, nach dem die Menschen mitnichten gleich sind, da sie sich von Geburt an nicht nur darin voneinander unterscheiden, daß sie Frauen und Männer sind, sondern auch darin, daß es unter ihnen welche gibt, die als Leibeigene als Frau oder Mann geboren werden, und andere, die als Damen und Herren schlechthin auf die Welt kommen.

Daraus folgt also, daß ich, wenn ich bei feierlichen Anlässen jede und jeden als Dame und Herrn anrede, nicht nur jedesmal feierlich das Gleichheitsprinzip verkünde, sondern damit zugleich auch jene hierarchische Vorstellung heraufhole und auf die ganze Welt ausdehne, die früher nur für die Menschengattung Geltung hatte: die Lehnspflicht. Und auf diese Weise wird zur Grundlage eines Bezugssystems, das als Novum gelten darf, ein Begriff vom Menschen, der, von seinem Geschlecht unabhängig, über alle anderen Wesen und Gattungen gestellt ist, während er innerhalb seiner eigenen Gattung ausschließlich nach seinem Geschlecht klassifiziert wird.

Wenn der Mensch sich selbst in der Welt derart aufs Podest stellt und sich zum Lehnsherrn von bekannten und unbekanntem Lebewesen und Dingen, Stoffen und Gebilden aufwirft, erscheint es dringend geboten, ihn nicht nach individueller Vortrefflichkeit zu klassifizieren, sondern *degradiert*

auf sein Geschlecht, die einzige physische Gabe, welche die vermeintliche Vortrefflichkeit und Überlegenheit der Gattung durch die bewußte und gelenkte Reproduktion der Population, gleichsam gegen die gesamte übrige Welt, garantiert. Ohne den zum Objekt kultischer Verehrung erhobenen Sexus und ohne die um ihn herum aufgestellten Gesetze, welche nicht allein Verhaltensweisen, sondern auch Denken und Vorstellung rigoros reglementieren, könnte auch die Möglichkeit menschlicher Vortrefflichkeit und Überlegenheit nicht so effektiv und wirksam eingelöst werden, wie wir das seit nunmehr fast zweihundert Jahren zu tun pflegen.

Und ich rede, wenn ich das sage, natürlich von unserer eigenen Kultur; freilich gibt es in dieser Kultur auch noch andersgeartete Bezugssysteme, die in Augenschein zu nehmen durchaus lohnenswert sein kann.

Sage ich zum Beispiel *Athener*, so sind die Grenzen der eigenen Welt auf andere Weise festgelegt. In dieser Anrede kommt ein Menschenverständnis zum Ausdruck, das primär geographischer Natur ist. Da sind als Menschen zwar auch noch die Lesbier, die Spartaner und andere, die unter der Herrschaft und in Kenntnis ähnlicher Götter leben, doch diese mythologische Gemeinschaft hat im geographischen Sinn ihre Grenze, hinter der sich nur Barbaren finden, die eher den Tieren ähneln oder sich in nichts von diesen unterscheiden.

Doch selbst unter denen, die ich aufgrund von Mythenverwandtschaft Mensch nennen kann, gebührt die Anrede *Athener* nur denen, die berechtigt sind, in der Volksversammlung zu erscheinen, und das sind wiederum nur solche Bürger, die in Athen geboren, nach ihrer Rechtsstellung kei-

ne Sklaven, ihrem Geschlecht nach Männer sind, doch auch unter den Männern ausschließlich solche, *die nicht in* unreifem Alter aus materiellen Vorteilen Lustknaben, sondern Geliebte freier Männer nur aus freiem Entschluß waren, und solche, die auch nicht späterhin durch eine maßlose, ausschweifende Lebensweise die Freiheit der Seele verspielt, keine Gewalt gegen ihre Eltern verübt, nicht den Militärdienst verweigert, feige die Schlacht verlassen oder ihr Vermögen vergeudet haben und somit also untadelige, tugendhafte Männer sind.

Grundlage dieses Bezugssystems ist ein Freiheitsbegriff, der durch zwei Prinzipien der Lebensführung garantiert wird. Das eine ist Einsicht, *phronesis*, das andere Mäßigung, *sophrosyne*. Wenn aber jemand, natürlich ein Mann, darüber nicht verfügt in einer Welt, in der der Maßstab für die übernatürlichen Mächte kein anderer als der der natürlichen ist, und nicht dafür sorgt, daß diese Prinzipien auch von denen beherzigt werden, die seinem Schutz befohlen und natürlich Knaben, Frauen und Sklaven sind, wird er eben das verlieren, was von Geburts wegen sein göttliches Eigentum ist, seine Freiheit, und somit kann er nicht mehr als Athener angesprochen werden, darf nicht in die Volksversammlung, auch wenn er in dieser Stadt als freier Mensch und dem Geschlecht nach zufällig als Mann geboren sein sollte.

Das Kriterium des Männlichen ist in diesem Fall weniger physischer denn ästhetischer und ethischer Natur, Folge gegebener und bestärkter Freiheit, was jedoch nicht an die Person gebunden, sondern Teil einer metaphysischen Vorstellung ist. Durch das Wissen von *phronesis* und *sophrosyne* und ihren Gebrauch bestärke ich mich in meinem von den Göttern empfangenen Besitz, meiner Freiheit, und werde auf diese Weise zur wirklichen Person, zum Mann, und aus-

schließlich auf diese Weise befähigt, den anderen Ratschläge zu erteilen und sie zu führen.

Das erste Gebot, das die Tafeln an den Wänden der Halle des Orakels in Delphi verkünden, sind Selbsterkenntnis und Mäßigung, was wiederum bedeutet, daß es ohne diese keine Welterkenntnis gibt.

Nebenbei sei angemerkt, daß nur in diesem Kontext einer der neuralgischsten Punkte unserer Kultur, die Knabenliebe der Griechen, zu verstehen und zu beurteilen ist. Die Griechen haben nämlich weder an der Liebeslust, *aphrodisia*, noch am Begehren, *erasthenai*, oder gar der Liebeshandlung etwas Zustimmungswürdiges oder Verwerfliches gefunden, und nicht einmal am Gegenstand von *aphrodisia* und *erasthenai*, sondern sie suchten Qualität und Erscheinungsform von Begehren und Handeln zu ergründen, beurteilten sie ethisch und ästhetisch in ihrem Verhältnis zum Guten und Schönen und regulierten oder sanktionierten sie gar gemäß der durch Geburt erworbenen Rechtsstellung des Mannes.

Es gibt so dabei «an und für sich weder schön noch schändlich..., sondern schön behandelt ist es schön, anders aber schändlich. Schändlich nämlich ist es, einem Schlechten und auf schlechte Art gefällig werden; schön aber, einem Guten und auf schöne Art. Und schlecht aber ist ebenjener gemeine Liebhaber, der den Leib mehr liebt als die Seele; wie er auch nicht einmal beständig ist, da er ja keinen beständigen Gegenstand liebt. Denn mit der entfliehenden Blüte des Leibes, den er liebte, verschwindet auch er und flattert davon, viele Reden und Versprechungen zuschanden machend. Der Liebhaber eines Gemüts aber, welches gut ist, bleibt zeitlebens, denn mit dem Bleibenden hat er sich verschmol-



zen» — sagt wenigstens Platon.

Sage ich hingegen: *Liebe Brüder*, so ist für diese Anrede von keinerlei Bedeutung, ob einer Spartaner oder aus Jerusalem gebürtig ist, und ebenso hebt sich darin die Bedeutung von Sexus und Judizium auf, wie auch das Wort Brüder an sich etwas mehr oder etwas weniger auf der Hand Liegendes bezeichnen muß, als es der Form nach bedeuten kann, da auch jene Blutsbande, die eigentlich damit bezeichnet werden, keine Gültigkeit mehr haben.

Der Apostel Paulus drückt das in seinem Brief an die Galater folgendermaßen aus: «Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn Ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu.» Mit dieser Anrede wird nach einer Gottheit gesucht, von der alles andere abgeleitet werden kann, ob belebt oder unbelebt, ob Leib oder Seele oder Logos; eine Gottheit, aus der sich Empfinden und Wissen meines brüderlichen Einsseins mit dem anderen, mit jedem, mit allem und allen herleiten läßt. Gemessen daran kommt meiner eigenen Herkunft und Rechtsstellung, meinem eigenen Geschlecht und Besitz oder gar meinem eigenen Körper nur so viel Bedeutung zu, wie sie nach Maßgabe der gesuchten Gottheit haben können.

Die Anrede und die Aussage, die sich aus ihr ergibt, heißt also in Wahrheit: Nichts, was zu sein scheint, ist wirklich, alles existiert nur in der einzig wirklichen Gestalt.

Alle Liebe hat sich auf diese wirkliche Gestalt zu richten, so wie die Heiligen des Mittelalters denn ja auch, ihres Geschlechts ungeachtet, ihrer Liebe zu jener wirklichen Gestalt, zu Jesus Christus, hemmungslos Ausdruck gaben. Daraus wiederum folgt notwendigerweise, daß die Liebe auch dann,

wenn sie nicht darauf gerichtet ist, sondern sich eine scheinbare Gestalt erwählt, in allen ihren Gesten und gedanklichen Regungen nach Maßgabe dieser wirklichen Gestalt der Kontrolle unterliegt.

Aus alldem wird vielleicht ersichtlich, warum ich noch immer darüber rede, wie ich zu reden gedenke. Was die Art und Weise unseres Denkens angeht, so sind wir vielfältig in dieser unserer einen Kultur. Spreche ich nun zum Beispiel das Wort *Liebe*, das Gegenstand unseres Diskurses sein soll, von neuem aus, so werden darunter gewiß diejenigen etwas anderes verstehen, denen dabei nicht bloß die persönliche Erfahrung in den Sinn kommt, die mit diesem Wort verbunden ist, sondern die zugleich auch an Eigenschaften, Taten und das Verhältnis von wenigstens zwei göttlichen Gestalten denken müssen, von Aphrodite und Eros; etwas anderes diejenigen, die sich in ihrer Gottsuche im Zeichen von Brüderlichkeit einander nähern und das Wort Christi zum Maßstab für Art und Weise der Annäherung wählen; und wiederum etwas anderes jene Damen und Herren, die ineinander eher ihre der Zukunft anvertraute Möglichkeit verehren, in Wahrheit aber von sich selbst nicht mehr wissen, als daß sie Frauen und Männer sind.

Diese grundverschiedenen Auffassungen vom Menschen miteinander in Einklang zu bringen fällt schon einem einzigen Kopf schwer. Noch schwerer ist es, sie mit anderen in Einklang zu bringen. Fraglich ist zudem, ob sie überhaupt miteinander in Einklang gebracht werden können. Und noch fraglicher, ob sie überhaupt in Einklang gebracht werden müssen.

Als man uns die drei aus unterschiedlichen Quellen stammenden universellen Begriffe der europäischen Kultur: *liberté, égalité, fraternité* vor nunmehr zweihundert Jahren an die Tafel schrieb, da wurde in Vorahnung auf den möglichen Ausgang des Versuchs, sie miteinander in Einklang zu bringen, etwas hinzugefügt, das wir nur zu gern vergessen: *ou la mort*. Ich erinnere deshalb gern an das Vergessene, weil, gleichgültig, ob dieser historische Aufruf richtig ist oder falsch, zumindest soviel sicher ist: Wenn wir schon im Kontext einer einzigen Kultur über einen einzigen Begriff zur selben Zeit vollkommen unterschiedlich denken können, dann wird, je eifriger der Versuch, diese Begriffe miteinander in Einklang zu bringen, um so offenkundiger, daß wir nicht nur einander nicht verstehen können, sondern auch außerstande sind, diese drei universellen Begriffe miteinander in einen akzeptablen Bezug zu setzen; bestenfalls können wir zur Kenntnis nehmen, daß eine ehrgeizige Kultur zusammengebrochen ist.

Wenn ich mich nun dennoch darum bemühe, daß wir einander verstehen, so muß ich bei diesen großen Fragen unserer Kultur mit weiteren Schwierigkeiten rechnen. Gehen wir sie schön der Reihe nach durch.

Ich könnte kühn gestehen, «nichts als Liebessachen zu verstehen». Wenn ich diese Aussage aber in der Öffentlichkeit, sagen wir, in einem Vorlesungssaal machte, so würde es gewiß Zuhörer geben, die die Glaubwürdigkeit meiner Worte in Zweifel zögen, andere, die mein ernstes Geständnis belustigend fänden, während wieder andere sich darüber entrü-

steten, ja mich geradezu für schamlos halten würden. Doch wenn bei meinen Worten jemand beschämt die Augen niederschlagen oder sich das Lachen verkneifen müßte, wie könnte er dann darauf achten, was ich von dem weiß, wovon ich etwas verstehe, und wenn ich nichts anderes verstehe, was dann das ist, was ich nicht weiß ?

Als Sokrates diesen Satz aussprach, wandte er sich mit dem Geständnis bei einem Gastmahl an seine Freunde. Und wir dürfen weder den Umstand übersehen, daß er bei Agathon, einem der prächtigsten Jünglinge Athens, liegt noch daß die Anwesenden, nicht minder verdienstvolle Männer, alle wissen, in wen Sokrates verliebt ist, wie sie auch wissen, wer in Sokrates verliebt ist. Sie stehen einander ebenso nahe wie der Wissenschaft, auf Armeslänge. Sie können Fragen stellen, Einwände vorbringen, sie kennen Gedankengang und Wortwahl des anderen und bleiben deshalb, ganz gleich, wie langatmig und umständlich sie ihre Wissenschaft von der Liebe auch vortragen werden, in jedem Fall in einer Redesituation, die *Dialog* ist.

Ihre Frage ist nicht nur, was die Liebe ist, davon berührt ist vielmehr zugleich die Frage, welchen Wert für einen jeden von ihnen diese Sache besitzt, deren Wesen im Dialog miteinander bestimmt werden soll. In der verbindlichen Situation der persönlichen Bekanntschaft streben sie nach Welterkenntnis, für welche die Gewähr eine durch andere kontrollierte Selbsterkenntnis ist. In einer solchen Gesprächssituation können Persönliches und Wissenschaftliches nicht gänzlich verschiedener Prägung sein, ihre Sprachen voneinander nicht getrennt. Als Alkibiades, schwer berauscht, sich mit der Frage an Eryximachos wendet, ob dieser nicht meine, daß von all dem, was Sokrates gerade über die Liebe gesagt

hat, genau das Gegenteil wahr sei, so berührt diese Frage nicht minder die persönliche Glaubwürdigkeit der Worte des Sokrates, als sie deren wissenschaftliche Glaubwürdigkeit betrifft, denn alles, was die beiden sagen, wird von den anderen auch unter dem Aspekt bewertet, daß sie *beide* ineinander verliebt sind.

Heute ist ein wissenschaftlich gültiges und zugleich persönliches Geständnis dieser Art unmöglich. Und wenn ich die persönliche Glaubwürdigkeit eines Menschen in Zweifel ziehe, berührt das noch längst nicht die wissenschaftliche Glaubwürdigkeit seiner Worte und umgekehrt. Das Modell unserer persönlichen Geständnisse ist die Beichte. Und es wäre unsinnig, die Worte eines Menschen, der seine Sünden, Verfehlungen und Verirrungen gesteht, mit wissenschaftlichen Methoden auf ihre Glaubwürdigkeit hin prüfen zu wollen oder in Zweifel zu ziehen, wird von ihm doch durch die Geste der Beichte die Gültigkeit jener allgemein akzeptierten Wahrheiten und Normen anerkannt, in deren Sinn er gerade spricht und gegen die vergangen zu haben er sich gerade bekennt. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß diese spezielle Form des Geständnisses nicht schon seit aller Ewigkeit üblich ist. Gegenstand und Methode der Beichte sind vom Tridentiner Konzil bis ins Feinste, man könnte sagen, Hauchfeine überarbeitet worden, mit dem Ziel, nicht nur das individuelle Denken und die Vorstellungskraft in allen ihren Erscheinungsformen und Äußerungen kontrollierbar zu machen, sondern zugleich all das, was jeder Christ als Sünde oder als sündhafte Regung bekennen muß, mit der rituellen Stille tiefsten Schweigens umgeben zu können. So erlangte eine bis dahin in geschlossenem Kreis praktizierte Lebens-technik, die asketische, klösterliche Tradition, den denkbar

breitesten Wirkungskreis und wurde in den folgenden Jahrhunderten auf diese Weise zur allgemein akzeptierten und abverlangten Regel oder zumindest zu einem die Art und Weise der Orientierung bestimmenden Ideal. Und unabhängig davon, ob wir diese Technik des Geständnisses zusammen mit einer für diesen Zweck bestimmten und der Schweigepflicht unterliegenden, uns aber keineswegs gleichgestellten Person praktizieren oder in Form eines ständigen inneren Dialogs, bei dem uns gar nicht in den Sinn kommt, daß wir in Wahrheit zu einer über uns stehenden imaginären Person sprechen, haben sich bis auf den heutigen Tag weder die einst dazu ernannten heiklen Gegenstände noch die feinen Techniken des Geständnisses verändert.

Auf der Grundlage desselben Regelwerks der Lebensführung hat sich die Sprache der Wissenschaften entwickelt. Da das Muster wissenschaftlicher Aussage eine der Elemente des Persönlichen beraubte beziehungsweise dieser von vornherein ermangelnde Welterkenntnis ist, die persönliches Wissen nach Maßgabe der gesuchten Gottheit zur Geltung bringt, ist es auch nicht notwendig, daß sie ihre Behauptungen dem Prüfstein der Selbsterkenntnis aussetzt. Dementsprechend stehen mir heute für die Rede von der Liebe zweierlei Arten von Sprache zur Verfügung: die Sprache des persönlichen Geständnisses, so ich nach allgemein akzeptierten Normen der Welterkenntnis über mich rede, und die Sprache einer Wissenschaft, die nichts von ihrem persönlichen Verhältnis zum eigenen Gegenstand transportieren darf, ja, sich beim Verdacht, sie sei von dem, worüber sie spricht, wirklich und persönlich betroffen, sogar entschuldigen muß, da sie ja auf einer von der Person und Persönlichem losgelösten Welterkenntnis zu beruhen hat.

Diesen Zwang zur Wahl einer Sprache würde ich als die *praktische* Schwierigkeit der Rede von der Liebe bezeichnen. Denn in dem Moment, wo wir die Rede von der Liebe aus der Situation des Dialogs herauslösen, können wir eben darüber, worüber wir reden möchten, nichts mehr sagen.

Seit dem heiligen Augustinus hat die Philosophie denn auch über die Liebe nichts mehr zu sagen gehabt. Soweit, daß sie schließlich selbst das Wort aus ihrem Sprachschatz verbannen mußte. Es kam höchstens in der Lehre von Gott als Metapher vor, womit die anderen Bedeutungen des Wortes getilgt wurden. Roland Barthes geht sogar so weit zu behaupten, daß das grübelnde Sinnen über die Liebe, das Selbstgespräch und das Gespräch, heute von den das Thema berührenden Sprachen «vollständig im Stich gelassen», entwertet, der Lächerlichkeit preisgegeben oder gar ignoriert und nicht nur von der Macht, sondern auch von ihren Mechanismen, der Technik, den Wissenschaften und den Künsten isoliert und so aus dem «Herdenbewußtsein» heraus in die extremste, von niemand und nichts geschützte Einsamkeit vertrieben und dort sich selbst überlassen werde.

Michel Foucault kommt zu einem ähnlichen Ergebnis, wenn er aus einer eher soziologischen als sprachphilosophischen Sicht sagt, daß wir über die Liebe in drei voneinander scharf abgrenzbaren, sich gegeneinander verschließenden Sprachen reden. In der Sprache des *Obszönen*, in der Sprache der *Klinik* und in der Sprache der *Symbole*. Die erstere befaßt sich ausschließlich mit den Techniken und der Mechanik des Liebesakts, und also ist ihr einziger Gegenstand das Genitale. Die zweite bewertet das Liebestun nach den Kriterien von Krankheit und Gesundheit, Normalität und Abnormalität und zeichnet so eine Pathologie, die mangels einer einheitlichen Naturphilosophie nicht zu bestimmen vermag,

was natürlich und was unnatürlich ist, also gerade jene Norm nicht festzulegen imstande ist, auf die eine Pathologie sich gründen müßte. Die dritte Sprache hingegen verweist auf archaische und kultische Inhalte und Rituale, denen jedoch in der Lebensführung keine Praxis entspricht, und ist folglich im Diskurs über die Liebe nicht nachprüfbar.

Ich selbst würde unabhängig von den genannten Autoren sagen, daß die Alltagssprache für sich, sofern sie über die Liebe sprechen muß, neben der Sprache der Selbsterkenntnis und der Wissenschaftssprache zweierlei Arten der Rede findet. Die eine ist die magische, die geheime, die Sprache der Nacht, die andere ist die soziale, die öffentliche, die Sprache des Tages, und wer die eine spricht, versteht zwar auch die andere, vermag aber die eine nicht in die andere zu übersetzen. Denn der Liebesakt selbst versteht einzig und allein die magische Sprache, während die daran beteiligten Personen das Miteinanderreden allein in der Sprache der sozialen Sphäre erlernt haben. Diese Behauptung kann jeder leicht nachprüfen, indem er versucht, nach dem Liebesakt mit der/dem Geliebten darüber, was zwischen ihnen geschehen ist, zu reden. Er wird dafür keine Worte finden, da das, was geschehen ist, nichts weiter ist als das pure Ritual. Oder findet er Worte, werden diese sich auf die Technik des Liebesakts und nicht auf die andere Person beziehen.

Aus diesen Erwägungen folgt nun zwingend, daß ich all das, was die mit diesem Themenkreis befaßte Psychologie, die Pathologie, die Soziologie oder die sogenannte Sexologie zu sagen haben, wegen ihrer von Grund auf falschen Ausgangspunkte und Methoden aufs entschiedenste ablehnen muß. Des weiteren behaupte ich, daß wir uns, ganz gleich, in welcher von uns gewählten Sprache wir über die Liebe re-



den, mit uns selbst in den aussichtslosesten *Kulturstreit* verwickeln. Wer versucht, in der Sprache wissenschaftlicher Welterkenntnis zu reden, der muß sich nicht nur nach Normen richten, die er selbst nicht zu begründen vermag, sondern auch auf Selbsterkenntnis verzichten; wer hingegen bestrebt ist, die Sprache der Selbsterkenntnis zu sprechen, muß damit rechnen, daß er sich außerhalb der allgemein akzeptierten Normen wiederfindet und sich daher mit dem anderen gar nicht verständigen kann; wer sich schließlich auf die Umgangssprache der Techniken des Liebesakts beschränkt, vermag nicht in eine Situation des Dialogs mit dem zu treten, mit dem er darüber ein Wort zu wechseln beabsichtigt.

Ich bin mir völlig darüber im klaren, von was für weitreichenden Konsequenzen derart schwerwiegende Behauptungen sind. Trotzdem muß ich sagen, daß ich, sofern ich in dieser Kultur überhaupt die Notwendigkeit verspüre, über die Liebe zu reden, auf der Sprache der Selbsterkenntnis bestehen und all die beliebten Standardbegriffe der besagten Wissenschaften aus meinem Sprachschatz verweisen muß, denn ich muß zumindest die Redesituation des Dialogs anstreben, in der ich deshalb dieselbe Sprache wie der andere spreche, weil mir die Fähigkeit, mit mir selbst zu sprechen, nur über den anderen zukommt.

Im Sprachschatz der Selbsterkenntnis vermag der Standardbegriff der neuzeitlichen Wissenschaften, die Sexualität, keinen festen Platz einzunehmen, und damit fallen auch die ihm untergeordneten Begriffe Heterosexualität und Homosexualität als völlig sinnlos weg. Diese Worte werde ich höchstens dann in den Mund nehmen, wenn ich beweisen will, wie sinnlos sie sind. Im Hinblick auf die Sprache der Selbsterkenntnis sind diese Begriffe nämlich allenfalls dazu

gut, die Selbstschutzapparate der auf die Gleichheitsidee gebauten Massengesellschaften in die Lage zu setzen, die freiwillige Reproduktion einer der Selbsterkenntnis gänzlich beraubten Population durch Rechtsmittel und Polizei kontrollieren und unter Berufung auf ältere ethische Prinzipien uneingeschränkt lenken zu können.

Wir wollen ihn uns trotzdem etwas näher anschauen, bevor wir ihn über Bord werfen. Der Begriff Sexualität ist relativ neuen Datums. Sein zeitlicher Ursprung liegt am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, in der Epoche der sich auf die Gleichheitsidee gründenden bürgerlichen Emanzipation, und der Ort seiner Herkunft in jenem Grenzgebiet der Wissenschaften, wo Jurisdiktion und Medizin unter der strengen Aufsicht viktorianischer Sittengesetze aufeinander treffen. Es kann keineswegs als Zufall bezeichnet werden, daß der Begriff zuerst in der Sprache der forensischen Medizin auftaucht, um dann von dort in die anderen Wissenschaften einzusickern.

Wir dürfen aber auch nicht vergessen, daß es äußerst schwer ist, zu diesem Sammelbegriff, den wir heutzutage ohne weiter nachzudenken gebrauchen, auch nur Analogien oder Synonymbegriffe in der Kultur der Griechen oder Römer zu finden, bei denen nämlich menschliche *aphrodisia* und *erasthenai* als zugleich göttliche Eigenschaften und Taten das Physische transzendieren; richtiger: wer von der Liebeslust des Menschen sprach, kam nicht umhin, von Aphrodite zu sprechen, sei sie himmlisch, *aphrodite urania*, also zwischen Gleichgeschlechtlichen, oder *aphrodite pandemos*, das heißt gewöhnlich, irdisch, zwischen Verschiedengeschlechtlichen, und wer vom Liebesakt des Menschen sprach, über dessen Schönheit oder Häßlichkeit, kam nicht umhin, von der Schönheit oder der Häßlichkeit von Eros zu sprechen, und

so sprach man also stets von beidem zugleich.

Das christliche Verständnis von der Liebe ist dem völlig entgegengesetzt, es glaubt, zu der alles Scheinbare in sich vereinenden wirklichen Gestalt der gesuchten Gottheit dadurch zu gelangen, daß es das Vergängliche, die sterbliche Hülle, den Leib für scheinhaft erklärt und all jene Erscheinungsformen der Liebeslust und des Liebesakts, die nicht auf diese wirkliche und unsterbliche Gestalt oder auf Unsterblichkeit durch die bloße Erhaltung der Kontinuität menschlicher Existenz gerichtet sind, nach dem Maßstab des mosaischen Sündenbegriffs beurteilt. Auf diese Weise erlangt der Begriff «Fleisch» in der christlichen Kultur des Spätmittelalters zentrale Bedeutung, und in der frühneuzeitlichen christlichen Epistemologie der Begriff «Leib», welcher mit dem Seelenlosen, dem der Sünde schlechthin überantworteten Organismus gleichgesetzt wird. Wir können bei diesen christlichen Begriffen nicht mehr wie bei den Kulturen der Antike vom Dualismus von Körper und Seele, dem Dualismus von Sterblichem und Ewigem sprechen, sondern die Begriffe verfestigen sich zu eigenständigen Prinzipien, obwohl der Mensch seinem Geschlecht noch bei weitem nicht in dem Maße untergeordnet ist, wie es das postchristliche Denken haben will, denn die gemeinsame Seele in der gesuchten Gottheit muß von jedem Menschen unabhängig von seinem Geschlecht gefunden werden, und so sprechen wir von der gegenüber allem nur scheinhaft Existierenden wirklichen Existenz des Vaters in Jesus Christus.

Der postchristliche Begriff von Sexualität separiert die Seele gleichfalls, und Fürsorge und Verfügungsgewalt über sie werden in ähnlicher Weise einem anderen übertragen. Freilich nicht dem Vater, sondern dem die Normen durch ein

Rechtssystem vertretenden Staat, und nicht dem zwischen Göttern und Menschen vermittelnden Priester, sondern dem Seelenkundler, der darüber, wo die Grenze zwischen Normalem und Abnormalem verläuft, was natürlich und was unnatürlich ist, offenkundige wissenschaftliche Erkenntnisse besitzt und über ausgefeilte Methoden verfügt, um den Normen bei denen Geltung zu verschaffen, die von ihnen abweichen. Ein solches Denken kann nicht anders, als sich an die alleroffenkundigsten physischen Gegebenheiten zu halten und Normen für Liebeslust und Liebeshandlung an den Sexus, das Geschlecht zu binden. Für die menschliche Gattung als Ganzes gesehen sind die Folgen verheerend. Denn wenn ich Normen für Liebeslust und Liebesakt an die sich im Sexus manifestierenden physischen Gegebenheiten binde, dann habe ich darauf verzichtet, von der Seele überhaupt erst zu sprechen, richtiger, ich müßte anfangen, dann auch von ihr so zu sprechen, als hätte sie erwiesenermaßen ein Geschlecht. Doch wenn ich annehme, daß auch die Seele ein Geschlecht hat, es gäbe also, sagen wir, eine zarte weibliche und eine derbe männliche Seele, welcher Unterschied ist dann noch zwischen Seele und Körper zu machen? Mit dem Begriff Sexualität erhalte ich einen Seelenbegriff, über den für sich zu sprechen gar nicht lohnt, beziehungsweise über den zu reden ich jenen überlassen kann, die über meine Geschlechtlichkeit wissenschaftlich Bescheid wissen und über sie wachen. Dieser Wissenschaft läßt sich Untüchtigkeit allerdings wahrlich nicht nachsagen, befreit sie doch Frauen und Männer von der drückenden Last des Verbots der ehemals als Sünde geltenden Liebeshandlungen, die auf Lust zielen, in dem Maße, wie sie sich bereit finden, das für die Geschlechter mittels Machtmechanismen aufgestellte Normensystem zu akzeptieren.

Mit alldem möchte ich lediglich sagen, daß im Begriff Sexualität weder nach Sinn noch nach Gestalt des Wortes die Seele mitgemeint, ja nicht einmal ein Hinweis auf sie enthalten ist, und so kann Sexualität für eine auf Selbsterkenntnis gründende Auffassung vom Menschen nicht nur kein Analogie- oder Synonymbegriff für Liebe sein, sondern noch nicht einmal einen Teilaspekt von ihr darstellen. Wenn ich in der Liebe wirklich so durch mein Geschlecht determiniert wäre, wie der Begriff Sexualität unterstellt, so würde ich mich einerseits in nichts vom Tier unterscheiden, könnte also nicht verliebt sein, denn ich brauchte dem Umstand, daß es Menschen gibt, die schön sind, und solche, die häßlich sind, solche, die in meinen Augen gut, und solche, die in meinen Augen schlecht sind, keinerlei Bedeutung beizumessen, andererseits könnte ich Beziehungen ausschließlich mit Personen meines eigenen Geschlechts oder aber ausschließlich mit solchen des anderen Geschlechts eingehen, obgleich ein jeder empfinden wird, daß sich weder von dem einen noch vom anderen ausschließliche Geltung behaupten läßt. Der Begriff Sexualität gibt gerade auf die Frage keine Antwort, warum jemand gerade in diesen und nicht in einen anderen Menschen verliebt ist. Der Begriff Sexualität faßt die Liebe als einen Dialog der Geschlechter auf, dabei ist die Liebe nicht nur kein Dialog der Geschlechter, sondern nicht einmal einer der Leiber. Demgemäß ist der Begriff Sexualität dialogunfähig, und jeder, der ihn gebraucht, bringt sich selber freiwillig und unbewußt in Dialogunfähigkeit mit der Welt.

Um mit Wittgenstein zu reden: «Der Philosoph behandelt eine Frage wie eine Krankheit.» Etwas anderes bleibt auch mir nicht übrig, weshalb ich zu meiner Schande und größ-

tem Bedauern noch immer darüber reden muß, wie ich über die Liebe zu reden gedenke. Zu diesem Zweck muß ich noch zweierlei Schwierigkeiten erwähnen.

Eine *besondere* Schwierigkeit der Rede von der Liebe ergibt sich aus der politischen Zweiteilung der postchristlichen Gesellschaften und der daraus resultierenden, mittlerweile beträchtlichen und reichlich verfestigten Unterschiede der Lebenstechniken. Ich denke dabei daran, daß diejenigen, die die großen Emanzipations- und Integrationsbewegungen der europäischen beziehungsweise europäisch geprägten Gesellschaften unter den Prämissen rechtlich garantierter persönlicher Freiheit durchlebt haben, in einer anderen Sprache oder zumindest in einem anderen Jargon von der Liebe reden als diejenigen, die infolge des Mangels rechtlicher Garantien für persönliche Freiheit diese, die gesamte Lebenskultur durchdringenden geistigen Bewegungen bestenfalls als Zuschauer miterleben durften. Ich denke an die miteinander verflochtenen, für die Gleichheit der Geschlechter und die Integration der Seele streitenden Bewegungen — den Freudianismus, den Feminismus und die Bewegung der *gay liberation*. Obwohl eine Analyse dieser Bewegungen dringend geboten wäre, würde sie von unseren Überlegungen hier zu weit wegführen.

Jeder wird hingegen aufgrund eigener Erfahrungen so viel mit Sicherheit feststellen können, daß die Menschen, welche über das Vokabular der Selbstanalyse verfügen, da es in aller Munde ist, und so auch über Bezugssysteme, mit deren Hilfe sie ihre jeweilige Position sowohl gegenüber dem eigenen Geschlecht wie gegenüber dem anderen bestimmen können, daß diese also auf andere Weise Frauen und Männer sind als jene, die durch das Fehlen rechtlicher Garantien für die

Freiheit der Person in den Zustand passiver Resistenz und folglich zu einer virtuellen Gemeinschaft gezwungen sind, in der die Grenzen der Persönlichkeit aufgehoben oder verwischt sind, und die so mit der Frage der Selbsterkenntnis gar nicht konfrontiert werden, und das nicht nur deshalb, weil sie die Techniken der Analyse der separierten Seele nicht kennen, sondern vor allem deshalb, weil sie sich selbst in erster Linie nach den Prämissen dieser virtuellen Gemeinschaft bewerten müssen und ihr Verhalten und ihre Lebensführung hinsichtlich der eigenen Persönlichkeit infolgedessen eher von reproduktivem als von produktivem Charakter sind.

Ein(e) Liebende(r), dessen/deren Lebenstechnik auf das bloße Überleben, die krampfhafteste Aufrechterhaltung der Kontinuität menschlichen Lebens im Rahmen einer permanenten Freiheitsbestrebung mit zweifelhaftem Ausgang gerichtet ist, wird die/ den Geliebte(n) nicht nur anders umarmen, über andere Dinge und auf andere Weise mit ihr/ihm reden, sondern sie/ihn von vornherein anders anblicken als eine(r), der/die meint, das eigene Leben selbständig und von den anderen nur in juristischer Hinsicht abhängig gestalten zu können. Diese beiden Arten von Menschen werden sich wegen der unterschiedlichen Begriffe, die sie vom Individuellen und dem Verhältnis zwischen den Individuen haben, niemals verständigen können, wenngleich sie in der Überzeugung leben, sich innerhalb derselben Kultur zu bewegen.

Diese besondere Schwierigkeit führt uns schließlich zu unserem Ausgangspunkt zurück. Mit dem Modus der Anrede lege ich zugleich die Qualität des Diskurses fest, was ich wiederum als *allgemeine* Schwierigkeit der Rede von der Liebe bezeichnen möchte, denn mit dem Modus der Rede knüpfe

ich an kulturelle, gesellschaftliche oder historische Bedingungen an, und es ist keineswegs sicher, ob im Rahmen der durch sie vermittelten Normen überhaupt noch von Liebe gesprochen werden kann.

Wenn ich mit der denkbar größten Schwierigkeit konfrontiert werde, muß ich mir die denkbar einfachste Frage stellen.

Kann ich einen Menschen sehen oder ist mir niemals möglich, derartiges zu sehen, weil ich, wenn ich jemandem gegenüberstehe, ausschließlich Frau oder ausschließlich Mann vor mir sehe.

Das ist eine Frage, die sich ebensogut umkehren läßt, und dann lautet sie: Gibt es überhaupt etwas wie Geschlechter, oder aber gibt es nur den einen Menschen, dieser Mensch besitzt einen Charakter, dieser Charakter besteht aus Eigenschaften, diese Eigenschaften bilden einen Systemzusammenhang und nach unterschiedlichen Gesichtspunkten aufstellbare Hierarchien, und dann ist der Sexus lediglich ein einzelnes Element dieses Systems.

Ich wäre dafür, das letztere als richtig anzunehmen, ob schon die postchristliche Wissenschaftlichkeit und die nicht minder hochgeschätzte öffentliche Meinung zu der Auffassung neigen, daß ich die Augen noch so sehr aufreißen kann und doch nur Frauen und Männer sehe und Menschen höchstens dann einmal, wenn die Zivilisation durch einen evolutionären Prozeß an der Endstation Transzendenz anlangt und sich selbst erfüllt hat. Mag sein. Ich allerdings werde auch bis dahin den Ort des Schönen und des Häßlichen, des Guten und des Schlechten suchen, den Ort all dessen, womit die Liebe befaßt ist, und diesen Ort kann ich nur im Wesen, im Charakter eines Menschen, im Dialog von Cha-



raktereigenschaften mit Charaktereigenschaften und keinesfalls im Sexus des Menschen finden. Nicht nach Maßgabe seines Geschlechts spreche ich von seinem Charakter, sondern nach Maßgabe seines Charakters spreche ich von seinem Geschlecht.

Um zu veranschaulichen, wie weit wir uns mit unserer Auffassung vom Menschen von einem solchen Menschenbild entfernt haben, genügt es, an die Resultate von Galen, dem römischen Arzt griechischer Herkunft, zu erinnern. Er war der Meinung, daß der Unterschied zwischen dem Sexus des Mannes und dem der Frau lediglich darin bestehe, daß dieselben Organe bei dem einen nach außen und bei der anderen nach innen gekehrt seien. Der postchristlichen Wissenschaftlichkeit mag ein solches Untersuchungsergebnis überaus naiv erscheinen, denn sie ist, ob als Pathologie, Psychologie, Sexologie oder Sexualsoziologie, gerade darauf aus, die in den physischen Formen manifesten, meßbaren und analysierbaren Unterschiede bis ins hypothetisch Unendliche zu spezifizieren.

Das ist der Punkt, wo das Denken, das sich mit der Liebe befaßt, das der Selbsterkenntnis beraubte Wissenschaftsdenken am Kragen fassen müßte. Wenn sich nämlich die physischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern im Prinzip bis ins Unendliche spezifizieren lassen, so sind wir wieder da, wo Galen begonnen hat. Bei einem Bild vom Menschen, wo der scheinbare, sich in der Dualität manifestierende physische Unterschied auf das eine und untrennbare Ganze verweist.

Zur Verteidigung meiner Auffassung vom Menschen kann ich noch das Folgende anführen; und nun rede ich über die Liebe.

Platon befaßt sich in seinem Dialog über die Gesetze sehr ausführlich mit jener allgemeinen und bis heute geltenden Erfahrung, daß es sich das Schöne, Weise und Angenehme nicht aussucht, auf wen es seine Wirkung tut, und auch nicht, auf wen es sich richtet. Damit die Menschen aber in geordneten Verhältnissen miteinander leben können, sei es nötig, daß man ihnen sage, wann und auf wen das Schöne, Weise und Angenehme seine Wirkung tun dürfe, und ebenso bedürfe es der Regelung, auf wen es sich unter welchen Umständen nicht richten dürfe.

Die Liebe ist nach dieser Auffassung nichts anderes als eine vom Sensus auf den Sexus ausgeübte Wirkung, ein Verhältnis, in dem der Sexus der Abhängige ist. Wird das Gesetz dazwischengeschaltet, kommen beide in größte Verwirrung. Und je notwendiger das Gesetz erscheint, um so größer die Verwirrung. Nach dem platonischen Prinzip untersteht allein die den Sinnen gemäße Wahl universellen Naturgesetzen, alles übrige ist lediglich der Versuch einer Befriedung mit ebendiesen. Wäre das nicht so, dürfte niemals jemand den eigenen Vater oder die eigene Mutter, die eigene Schwester oder den eigenen Bruder als schön, klug oder angenehm ansehen. Allerdings auch nicht als abstoßend.

Man könnte vielleicht sagen, daß die von den durchs Bewußtsein kontrollierten Sinnen getroffene Wahl den menschlichen Gesetzen untersteht, was in jedem Fall eine Abgrenzung und ein Sichabgrenzen gegen alle die Dinge und Wirkungen bedeutet, die ausschließlich der Geltung univer-

seller Naturgesetze unterliegen.

Demgemäß müssen wir jedoch, um ein besonders extremes Beispiel kulturellen Verbots zu nennen, nicht den Inzest, sondern daß wir ihn uns versagen, als widernatürlich ansehen. Nicht, daß wir in die eigene schöne, kluge Mutter oder Schwester, den eigenen schönen, klugen Vater oder Bruder, nicht, daß wir in die eigene Tochter oder den Sohn verliebt sind, in die wir nach menschlichen Gesetzen nicht verliebt sein dürften, müssen wir widernatürlich nennen, sondern daß wir, wenn sie schön und gut sind, trotzdem zu behaupten wagen, wir seien nicht in sie verliebt. So als würden wir behaupten, wir hätten keine Augen und unsere Ohren seien von Geburt an mit Blei verstopft.

Gleichwohl kann natürlich auch nicht behauptet werden, daß die Kontrolle der Wahl der Sinne durch das Bewußtsein *nicht* denselben universellen Naturgesetzen unterliege, denn auch das Bewußtsein kann nichts anderes als Teil dieses umfassenden Ganzen sein.

Es ist aber sehr wohl ein großer Unterschied, ob ich von etwas behaupte, daß es keine Wirkung auf mich hat, oder ob ich behaupte, daß es eine Wirkung auf mich hat, daß ich aber dennoch aus diesem oder jenem Grund bestrebt bin, dieser Wirkung zu widerstehen, und mich mit dieser Entscheidung natürlich seelischem Leiden aussetze.

Die leidende Seele aber ist das, was uns nicht mehr nur anscheinend, sondern wirklich von den anderen Lebewesen trennt. Hier tritt die Liebe an, macht den Versuch, das Getrennte zu verbinden.